



# **Lange Schatten**

## **Judenbilder in der Nürnberger Sebalduskirche**

**Eine Musikalische Nachtführung 75 Jahre nach den Novemberpogromen**  
**Axel Töllner, Kunstbetrachtungen – Bernhard Buttman, Orgel**

# Begrüßung

## Orgel: Joseph Gabriel Rheinberger, In Memoriam

### Station 1: Maria zwischen Christen und Juden am Epitaph für Elsbeth Starck

Wir stehen vor dem Epitaph für Elsbeth Starck. Ungefähr 560 Jahre alt ist es. Auf den ersten Blick hat dieses Bild gar nichts Jüdisches an sich. Das verbindet es mit den meisten Judenbildern in den Kirchen. Dass Jesus, Maria, die Jünger und Evangelisten Juden waren und keine Christen, schlägt sich nur selten in den Darstellungen nieder.

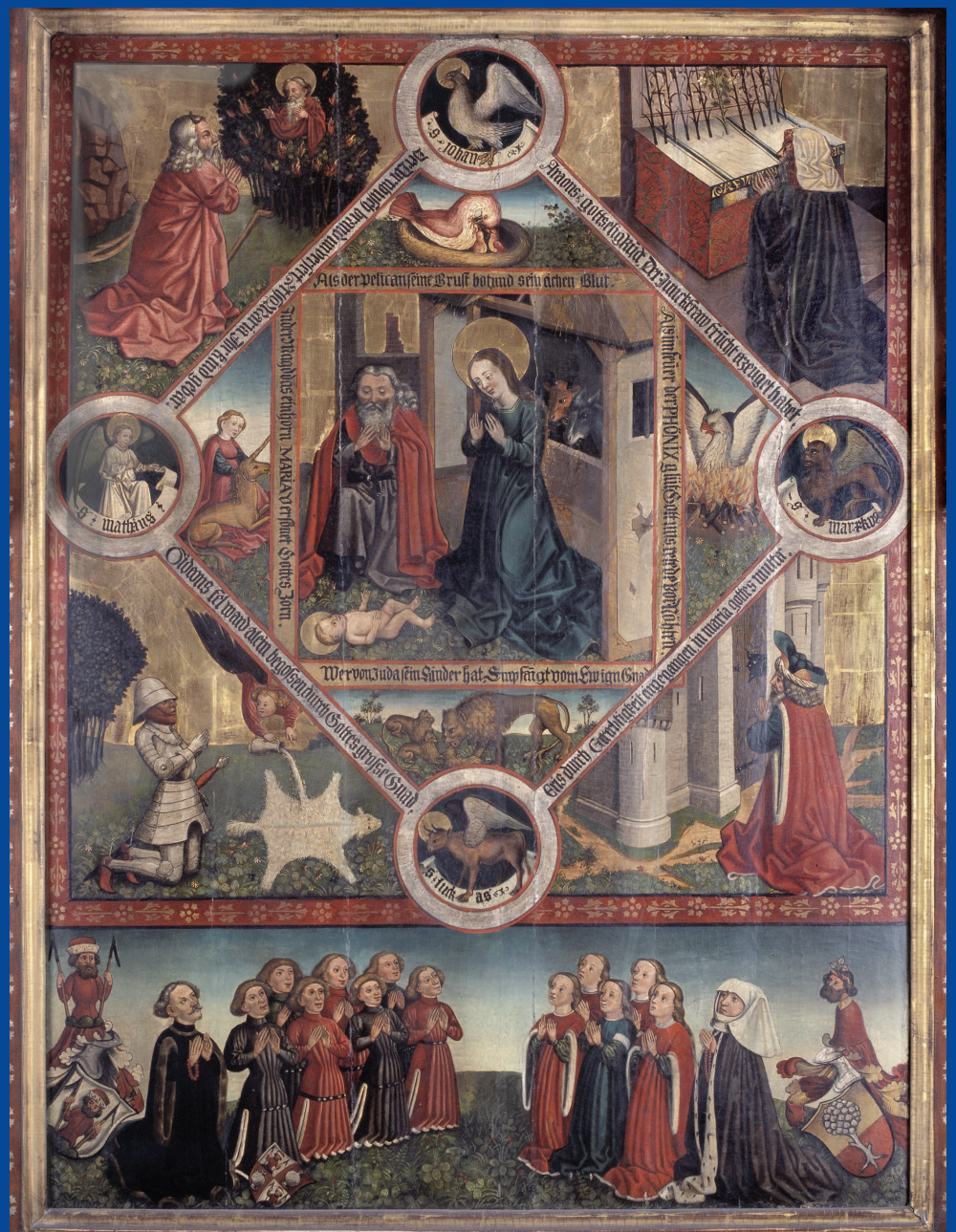
Rund um die Weihnachtsszene sehen wir die Zeichen für die vier Evangelisten und Symboltiere für Geburt, Leiden, Sterben und Auferstehung Jesu. Außen in den Ecken finden wir vier größere Bilder, Szenen aus dem Alten Testament stellen sie dar: Oben links Mose, der in einem Dornbusch Gott hört, der brennt und doch nicht verbrennt, daneben Aaron, der dadurch zum Hohenpriester wird, dass bei einem Losverfahren wundersamerweise sein Losstab Blätter austreibt, unten rechts der Prophet Hesekiel, der die verschlossene Pforte vor dem Tempel sieht, durch die nur Gott hineingehen kann, und unten links der Richter Gideon vor einem Fell, auf das Gott Tau fallen lässt, um ihm zu zeigen, dass er das Volk Israel retten soll.

Vier Geschichten aus der Heilsgeschichte des Volkes Israel verwandeln sich hier in Mariengeschichten: Sie haben die Aufgabe zu beweisen, dass Marias Jungfrauengeburt längst vorher von der Bibel angekündigt wird und nicht vom Himmel fällt. Dieses Geheimnis, das sich gegen die Erfahrung und die Vernunft stellt, war schon im 2. Jahrhundert ein Streitpunkt zwischen Juden und Christen.

Mit der Jüdin Maria beansprucht die Kirche auch das Alte Testament ganz für sich. Die Mehrheit denkt: Die jüdische Nachgeschichte hat keine Bedeutung oder Berechtigung mehr, ganz im Gegenteil: Die christliche Kirche gilt ihr als Alleinerbin der Verheißungen Gottes, das Judentum dagegen erscheint buchstäblich als blind, zurückgeblieben und behindert. Sie kennen die berühmten Darstellungen von strahlender Ecclesia und niedergeschlagener Synagoga in Bamberg oder Straßburg. Maria gilt seit der Alten Kirche als Inbegriff der Kirche. Oft verbindet sich die Marienfrömmigkeit mit Judenfeindschaft, im besten Fall mit Ignoranz gegenüber den jüdischen Lesarten der gemeinsamen Bibel.

Am Marienportal nebenan haben wir die Sebalder Variante. Sie stellt eine Legende vom Begräbnis Marias dar: Der Hohepriester, heißt es darin, habe sich an Marias Sarg vergehen wollen. Daraufhin seien seine Hände am Sarg hängen geblieben und verkrümmt, und er sei blind geworden. Andere Juden hätten seine Schmerzensschreie gehört und ihm helfen wollen, aber sie habe dasselbe Schicksal ereilt. Petrus verlangte ein zweifaches Christusbekenntnis vom Hohenpriester, so hören wir weiter. Das sei die Voraussetzung, damit er und die anderen geheilt würden und wieder sehen könnten. Der Hohepriester bekannte sich zweimal zu Christus, seine Hände wurden wieder heil und er konnte wieder sehen - und genauso auch bei seinen Helfern. Aus der Jüdin Maria wird die Bürgin für den Sieg der Kirche und die Schwäche des Judentums. Genau deshalb wird hier nebenan gut dreißig Jahre nach dem Marienportal anstelle der verbrannten und zerstörten Synagoge eine Marienkirche gebaut, die Frauenkirche am Hauptmarkt.

Doch es gibt nicht nur christliche Auslegungen des Alten Testaments, die sich im Lauf der Jahrhunderte verändert hat, sondern von Anfang an die jüdischen Lesarten der Hebräischen Bibel. Die haben sich ebenfalls ständig weiterentwickelt und kommen immer noch ganz ohne den Christus Jesus aus.



oben: Epitaph für Elsbeth Starck, 2. Hälfte 15. Jh.

unten: Begräbnis Marias, Tympanon des Marienportals, um 1310/1320

Fotos: oben Thomas Bachmann, unten Axel Töllner © Archiv St. Sebald

Die Jüdin Maria gilt es wiederzuentdecken:  
 Die jüdische Frau, die mit ihrem Lobgesang, dem Magnificat, einen jüdischen Psalm betet;  
 die jüdische Frau, die sich selbstverständlich an Rituale und Gebote der Tora hält, wie der Evangelist Lukas erzählt;  
 die jüdische Frau, die wie viele andere Jüdinnen nach ihr ihren Sohn begraben muss, weil er einem Gewaltverbrechen zum Opfer fällt –  
 diese Maria gilt es wiederzuentdecken.



## Orgel: Darius Milhaud, Pastorale

### Station 2: Die Schuldigen am Tod Jesu nach dem Epitaph für Klara Löffelholz

Wer war schuld am Tod Jesu?

Das Epitaph für Klara Löffelholz, auch das etwa 560 Jahre alt, gibt Antworten, die Jahrhunderte lang populär waren. Sie können Hakennasen sehen, wulstige Lippen, hängende Augenlider, ganz ähnlich wie knapp 400 Jahre später in Julius Streichers Schmierblatt „Der Stürmer“. Nun war es im Mittelalter üblich, die Feinde Christi hässlich darzustellen, ganz gleich, wer sie waren, aber hier werden sie mit Juden identifiziert. Jesus in der Mitte erleidet still die Dornenkrönung, damit die verängstigten Frommen des Mittelalters ihn als Ruhepol für ihr Leben erkennen. Dagegen trägt die geifernde Menge, die ihm die Krone aufdrückt, ihn ohrfeigt oder mit Genugtuung und Schadenfreude dabeisteht, jüdische Züge: Die dunkle Gestalt links außen trägt eine Kopfbedeckung, in der oft die jüdischen Priester oder Gelehrten dargestellt werden. Auf der anderen Seite halten zwei Männer eine geöffnete Schriftrolle mit hebräischen Buchstaben und diskutieren darüber; der linke von beiden trägt zudem Zeichen am Kopf und am Gürtel, die hebräischen Buchstaben nachempfunden sind.

„Die Juden“ sind schuld am Leiden und am Tod Jesu, das ist jedenfalls die Antwort dieses Bildes. Gemeint waren nicht nur die Zeitgenossen Jesu, sondern auch die jüdischen Nürnberger des 15. Jahrhunderts. Bis ins 20. Jahrhundert haben Juden das immer wieder erlebt: dass sie gerade in der Karwoche als Christismörder angepöbelt oder geschlagen wurden, dass Menschen, die sich für fromme Christen hielten, ihnen Fenster einwarfen oder Waren zerstörten, die sie zum Verkauf anboten. Hatte nicht der Evangelist Matthäus aufgeschrieben, wie die Volksmenge vor Pilatus gerufen hatte: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!?

Sind die Juden nicht selbst schuld, dass sie niemand leiden kann?

Diese Denkfigur begleitet Judenfeinde bis heute, und manchmal wird sie nicht nur weltlich begründet, sondern immer noch mit dem Leidensweg Jesu. Dabei verbindet seinen Weg viel mehr mit anderen jüdischen Schicksalen als die Kollaboration jüdischer Autoritäten mit der römischen Staatsmacht zur damaligen Zeit.

Noch 1948, zehn Jahre nach den Novemberpogromen und drei Jahre nach Ende der Schoah, hat der Reichsbruderrat der Evangelischen Kirche in Deutschland eine Erklärung zur so genannten Judenfrage verabschiedet. In der es heißt es so ungeheuerlich, dass man es kaum fassen kann: Indem Gottes Sohn als Jude geboren wurde, hat die Erwählung und Bestimmung Israels ihre Erfüllung gefunden... Indem Israel den Messias kreuzigte, hat es seine Erwählung und Bestimmung verworfen. ... Gottes Treue läßt Israel, auch in seiner Untreue und in seiner Verwerfung, nicht los. ... Daß Gottes Gericht [Israel] in der Verwerfung bis heute nachfolgt, ist Zeichen seiner Langmut...

Aber auch im römisch-katholischen Bereich findet sich ähnliches aus derselben Zeit. Wie im 15. Jahrhundert erscheinen die Juden auch nach der Schoah pauschal und nach wie vor als Christismörder. Dabei bleiben auch die schärfsten Äußerungen und Handlungen von Jesus innerhalb des Meinungsspektrums damaliger jüdischer Äußerungen. Es gibt nicht ein festgefahrenes Judentum, dem Jesus sich mit etwas radikal Neuem entgegengestellt hätte. Diese einfachen Formeln haben noch nie gestimmt. Das sind Erkenntnisse aus der Wissenschaft, die in den letzten 30 Jahren langsam in die Kirchen und die Gesellschaft eindringen, auch wenn die Schatten der Vergangenheit noch lang sind.



Epitaph für Klara Löffelholz, um 1437  
Foto: Thomas Bachmann © Archiv St. Sebald

## Orgel: Joseph Gabriel Rheinberger, Klage

### Station 3: „Vom Saulus zum Paulus“ nach dem Wandgemälde mit Szenen aus der Pauluslegende

Hier an dem Wandgemälde, das so alt ist wie der Ostchor, also ungefähr 630 Jahre, da erscheinen mittelalterliche Juden. Zwei Szenen aus der Pauluslegende sind hier dargestellt: Rechts sind zwei Szenen aus der Apostelgeschichte aus dem Neuen Testament verbunden, nämlich wie der Apostel in Jerusalem mit dem Vasallenkönig Roms, Agrippa heißt er, und dem römischen Statthalter Festus diskutiert. Dabei erscheint hier auch der Hohe Rat, den die Apostelgeschichte als Anstifter für das Verhör von Paulus vorstellt. Die Figur am Rand rechts dürfte Agrippa darstellen, Paulus war wohl früher einmal rechts davon. Sein Bild ist hier verloren. Links auf der anderen Seite, da sieht man Paulus im roten Gewand des Märtyrers und mit Heiligenschein und Kaiser Nero, der gerade den Daumen über Paulus gesenkt hat. Diese Geschichte steht nicht in der Bibel, sondern die mittelalterliche Pauluslegende überliefert sie.

Den Mitgliedern des Hohen Rats hat der unbekannte Maler Merkmale gegeben, die die Zeitgenossen des 14. Jahrhunderts mit den Juden in Verbindung bringen können, die sie kennen und sehen. So tragen sie so genannte Judenhüte, spitze, kegelförmige Hüte, manchmal mit Schaft, manchmal ohne. Hier sieht man es besonders gut bei dem bärtigen, hell gekleideten Mann, der mit gekreuzten Armen mit seinem rot gekleideten Nachbarn diskutiert. Selbst der spitze Soldatenhelm neben dem Pfeiler hinten erinnert mit dem angedeuteten Knauf einem Judenhut. Typisch ist aber auch die Hutform der Gestalt, die Paulus vor Nero festhält.

Seit dem 13. Jahrhundert waren Sondertrachten für Juden vorgeschrieben, für die Männer spezielle „Judenhüte“, für die Frauen besondere Bänder. Die christliche Kunst nutzte diese „Judenhüte“, um bestimmte Figuren als Juden erkennbar zu machen. Nicht immer hat das einen polemischen Sinn, aber hier sollen die Judenhüte eindeutig klarmachen: Es ist die Mitwirkung von Juden, die zum Tod des Paulus führt.

Paulus selbst trägt den Judenhut nicht. Dabei bezeichnet er sich in seinen eigenen Briefen immer wieder als Jude. Er ist hier der christliche Märtyrer der Kirche, nicht der jüdische Märtyrer. Zur Zeit des Paulus gab es noch keine klare Trennung zwischen Christen und Juden. Es gab Juden, die Jesus als Christus verehrten, es gab Juden, die das nicht taten, häufig in denselben Synagogen. Daneben gab es Angehörige aus nichtjüdischen Völkern, die durch Jesus Christus ebenfalls zum Glauben an den Gott Israels gekommen waren. Darüber sind heftige Auseinandersetzungen entstanden.

Paulus versucht mit seiner Botschaft von der Rechtfertigung allein aus Gnade darauf eine Antwort zu geben. In Christus wird für Paulus deutlich, dass symbolische Handlungen wie die Beschneidung keine Vorbedingungen dafür sein können, vollständig an den Verheißungen und der Zuwendung Gottes teilzuhaben. Anders gesagt: Nichtjuden können durch Christus vollgültig zum Gottesvolk und zur Kirche gehören, ohne vorher erst Juden werden zu müssen. Die Vorstellung, dass ich mich mit eigenen Leistungen wie frommen Stiftungen oder Ablässen der Sympathie Gottes versichern kann, die gehört ins Mittelalter. Für jeden Juden damals wie heute ist klar, erst ist da mal Gott, der sich mir zuwendet, dann kommt meine Antwort. Bis heute hält sich die Mär vom Judentum als Leistungsreligion oder von den selbstgerechten Juden. Paulus kann dafür ebenso wenig wie die Bibel des Alten und Neuen Testaments zum Kronzeugen ernannt werden.

Aber was ist denn mit dem Saulus, der sprichwörtlich zum Paulus geworden ist, vom Christenverfolger zum verfolgten Christen, vom Juden, der Christ geworden ist? So erscheint er hier auf dem Wandbild, aber der Namenswechsel hat mit seiner Bekehrung gar nichts zu tun. Saul war der jüdisch-hebräische Name, Paulos ist die griechische Form desselben Namens: Saulus, der auch Paulus heißt, so führt die Apostelgeschichte den griechischen Namen ein. Sie verwendet Paulus erst, als sich der Apostel an die griechisch sprechenden Nichtjuden wendet mit seiner Predigt. Und das erzählt sie erst lange vier Kapitel später.



Wandgemälde Szenen aus der Pauluslegende „Paulus vor den Juden“, um 1380/1385  
Foto: Rainer Elpel © Archiv St. Sebald

## Orgel: Louis Vierne: Lamento

### Station 4: Die jüdische Familie Jesu nach dem „Sippenaltärchen“

Maria, Jesus, Paulus, die Bibel sind kein Alleinbesitz der Christen. Daran erinnert dieser kleine Altar aus dem späten 15. Jahrhundert. Wenn auch eher nebenbei zeigt er die jüdische Herkunft des Christentums: Eine Großfamilie erscheint da, Männer, Frauen und jede Menge richtige Kinder, drei Generationen unter einem Dach, wie es früher ganz normal war. In der Mitte thront Jesus, links seine Mutter Maria, dahinter Josef, rechts seine Großmutter Anna, dahinter Annas drei Ehemänner Joachim, Kleophas und Salomas. Auf den Seitenflügeln erscheinen zwei weitere Frauen mit ihren Männern und Kindern. Und vielleicht hat dieser kleine Altar auch ganz am Anfang mal zuhause bei einer solchen Großfamilie gestanden, auch wenn die ganz sicher keine „heilige Familie“ oder „heilige Sippe“ war wie die Personen auf dem Altar.

Die Bibel berichtet von dieser Großfamilie nichts. Aber sie erzählt, dass Jesus Brüder gehabt hat. Und das ist für einen frommen Katholiken im Mittelalter nur schwer zu glauben gewesen. Seine Mutter ist und bleibt Jungfrau, so ist man in der katholischen Kirche überzeugt gewesen. Dieses Wunder darf auch nicht nachträglich irgendwie beeinträchtigt werden. Und da stören natürlich die Brüder, von denen das Neue Testament erzählt. Und so wird aus der Familie Jesu die heilige Sippe: Maria bekommt zwei Halbschwestern, ihre Mutter drei Männer. (Aber natürlich ist dabei alles seinen rechten Gang gegangen, erzählt die Legende. Anna hat, wie es sich für eine heilige Familie gehört, jeweils erst nach dem Tod eines Mannes den nächsten geheiratet.)

Ob man nun in den Darstellungen der Männer hier irgendwelche jüdische Tracht erkennen kann oder nicht, darüber streiten sich die Gelehrten. In anderen Bildern ist sie deutlicher zu sehen als hier. In den Legenden ist trotzdem vollkommen klar, dass die Vorfahren und Verwandten Jesu natürlich Juden sind. Zwar ist die Vorstellung der Heiligen Sippe zur Rettung der Jungfräulichkeit Marias eine ziemlich freie Umdeutung der Notizen aus den Evangelien. Aber sie erinnert eben doch daran, dass Jesus und Maria nicht vom Himmel gefallen sind, sondern zu einer Familie gehören, in der es Alte und Junge gegeben hat, Kinder, Frauen und Männer. Und diese Familie gehört in das jüdische Gottesvolk hinein. Maria und Jesus hat unsere christliche Tradition oft genug von ihrer Familie und ihrem Volk gelöst und in den Gegensatz zum Judentum gerückt.

Auch wenn es sich erst mal auf Legenden bezieht, die etwas anderes im Sinn haben, spricht das Sippenaltärchen eine andere Sprache: Hier geht es eher um Verwurzelung und Fortsetzung, weniger um Gegensätze. Lukas lässt es Maria in ihrem Lobgesang deutlich singen:

Er gedenkt der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf, wie er geredet hat zu unsern Vätern, Abraham und seinen Kindern in Ewigkeit.

Matthäus und Lukas lassen Jesus die Gemeinde mit dem Vaterunser ein jüdisches Gebet lehren, das sich an manchen Stellen eng mit dem jüdischen Lobgebet berührt, dem Kaddisch.

Gott bleibt sich treu. Genau darum drehen sich die letzten theologischen Gedanken, die von Paulus überliefert sind. Vor seinem Nachwort fasst er im Römerbrief zusammen:

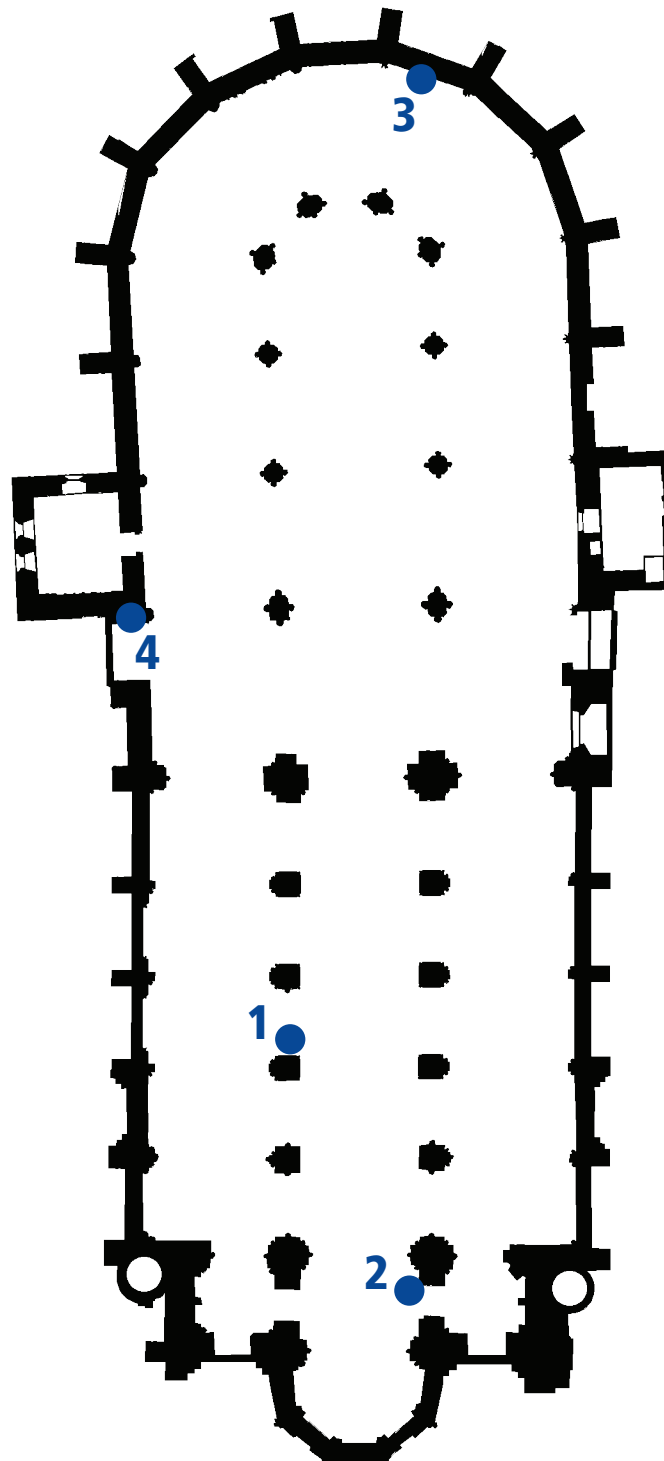
Christus ist ein Diener der Juden geworden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die Verheißungen zu bestätigen, die den Vätern gegeben sind.

## Orgel: Felix Mendelssohn-Bartholdy: Andante und Variationen





Jakobsaltar, Behaim-Retabel: „Sippenaltärchen“, um 1470  
Foto: Oliver Heint © Archiv St. Sebald



Ev.-Luth. Kirchengemeinde Nürnberg-St. Sebald  
Burgstr. 1–3 | 90403 Nürnberg  
<http://www.sebalduskirche.de>